

Ruth Edelmann-Amrhein

THEODORA UND DIE MACHT DES BÖSEN

Kriminalroman

Oertel+Spörer

Im Gedenken an meine Schwester

Monika Braun

* 14. 8. 1964 † 10. 7. 1978

SOMMER 1992

Er hielt den Atem an und schloss die Augen. Draußen vor dem Schlaftsaal wurden Stimmen laut. Schon bald wurde aus dem anfänglichen Murmeln ein hektisches Geschrei. Er hielt sich die Ohren zu. Die Tür zum Schlaftsaal wurde aufgerissen und seine Klassenkameraden stürmten herein.

»Mensch, steh auf!«, schrien sie in Panik. »Sie haben sie gefunden. Sie ist tot.«

Er erhob sich nur langsam, denn das wusste er bereits.

EINEN TAG VORHER

Blutrot spiegelte sich die untergehende Sonne im See. Die Hitze des Tages wich nur langsam. Die Erde düstete. Tiefe Risse fanden sich dort, wo vor wenigen Wochen noch saftiges Grün geherrscht hatte. Den ganzen Nachmittag über hatte er gewartet. Sein Versteck hinter dem Weidenbusch schützte ihn vor der Sonne. Irgendwann war er eingeschlafen. Als ihn ihr Lachen weckte, war sie schon so nahe, dass er sie riechen konnte. Sie duftete nach Sonne, nach Kokos und Fernweh. Nur wenige Meter von ihm entfernt posierte sie vor dem Angeber, der nach den Osterferien neu in die Klasse gekommen war. Der Große mit dem Muskelpaket und den Designerklamotten. Der, auf den sofort alle Mädchen abgefahren waren. Doch der Angeber wollte nur sie.

Er selbst auch, doch er war der Schwächling. Der mit den fettigen Haaren und den Pickeln. Der, über den alle lachten. Der Loser. Ihn wollte niemand. Schon gar nicht sie. Er schob die Zweige des Busches leicht auseinander. Sie warf ihre langen blonden Haare in den Nacken und band sie zu einem Pferdeschwanz zusammen. Er schraubte eine Flasche auf und reichte sie ihr. Sie setzte sie an und nahm einen großen Schluck daraus. Sie kicherte und schwankte leicht, als sie ihm die leere Flasche zurückgab. Lachend ließ sie ihr gelbes Sommerblumenkleid an ihren langen Beinen hinabgleiten. Nun trug sie nichts mehr, außer einem knappen Bikini mit kleinen schwarz-weiß gemusterten Karowürfeln. Er fühlte, wie ihm die Hitze in die Lenden schoss. Würde er ertragen, was er nun zu sehen bekam? Während er mit sich selbst beschäftigt war, hörte er plötzlich einen spitzen Schrei. Er sah hinüber. Irgendetwas hatte sich verändert. Der Angeber stand direkt vor ihr. Sie schrie ihn an und schlug wie wild um sich. Da wandte der Angeber sich von ihr ab.

»Ich kann noch ganz andere haben als dich!«, schrie er und lachte dabei. Er drehte sich um und ging davon. Die Welt schien still zu stehen. Nur ihr leises Schluchzen drang an sein Ohr. Seine Beine waren ihm eingeschlafen. Schwer erhob er sich und trat aus dem Busch hervor. Als sie ihn sah, fing sie an zu schreien. Laut und hysterisch. Sie begann, in Richtung Ufer zu rennen.

»Halt, bleib doch stehen«, rief er unbeholfen und folgte ihr. Erst da bemerkte er, dass er seine Hose nicht geschlossen hatte. Angewidert starrte sie ihn an.

»Was hast du gesehen? Was hast du gemacht? Du Schwein!«, schrie sie und ihr Ekel sprang ihm entgegen. Sie torkelte. Nun stand er vor ihr. Ihr Atem roch nach Alkohol.

»Du dreckiger Wichser«, lallte sie verstört und blickte ihn aus glasigen Augen an.

»Das ist nicht so, wie es aussieht«, versuchte er, sich zu verteidigen, doch da lachte sie ihm ins Gesicht.

»Ach ja? Wonach sieht es denn aus? Was glaubst du, was die anderen mit dir machen, wenn ich ihnen davon erzähle?«, geiferte sie. Wütend griff er sie am Oberarm.

»Gar nichts wirst du denen erzählen, hörst du?«, spie er ihr entgegen, während er sie schüttelte. Erneut torkelte sie. Dann stürzte sie. Ins Wasser. Mit dem Gesicht nach unten. In seinen Ohren begann es zu rauschen. Er packte sie und drückte sie unter das Wasser. Sie zappelte wie ein Fisch an der Angel, während kleine Wasserblasen aufstiegen. Irgendwann ließ er sie los. Sie hatte aufgehört, sich zu bewegen.

EINS

Helene Bruckner war glücklich. Seit dem Sturz in der Waschküche vor fast einem Monat war sie zum ersten Mal wieder mit ihrem Dackel Bruno im Wald am Bärensee unterwegs. Nach dem Tod ihres Mannes hatte sie dieses Ritual wieder aufgenommen und so stieg sie in Erinnerung an schöne vergangene Zeiten jeden Montag in den Bus der Linie 81, der sie innerhalb einer knappen Dreiviertelstunde von Stuttgart-Vaihingen an den Bärensee und seinen umliegenden Wald brachte. Ja, sie traue sich das zu, hatte sie ihrer Nachbarin Frau Schäufele versichert, als sie diese im Treppenhaus traf.

»Ganged Se zum Waldbada?«, wollte die Nachbarin wissen, und gab die Antwort gleich selbst. »Des isch au wieder so an neumodischer Begriff. Waldbada. Als ob mr do nass

werda däd. Ond en dr Bärasee werdet Se wahrscheinlich ned neihopfa wella, odr?»

Helene hatte nichts dazu gesagt. Frau Schäufele hatte keinen Sinn für die Natur und deren Schönheit.

»Sie soddet sich unbedingt a Händie zulega, für den Fall, dass mal äbbes bassiert!«, hatte Frau Schäufele ihr noch nachgerufen, doch was sollte ihr, Helene, schon passieren, sie hatte ja schließlich ihren Beschützer dabei.

Inzwischen war Helene an der Bank angekommen, in dessen verwitterte Lehne die Initialen eines Liebespaares eingritzelt waren. Darunter, man konnte es kaum noch lesen, eine Jahreszahl. Helene blieb stehen und wischte sich über die Augen. Es verging kein Tag, an dem sie nicht an ihn dachte. Es wurde allmählich Zeit, dass sie den Heimweg antrat. Doch Bruno war noch nicht fertig. Aufgeregt zog der kleine Kerl an der Leine. Die Nase immer wieder auf den Boden gerichtet, schnupperte er sich von Baumstamm zu Baumstamm, immer wieder seine Duftmarke erneuernd. Helene seufzte. Nach dem Tod ihres Mannes Heinrich, mit dem sie 48 Jahre glücklich verheiratet gewesen war, war ihr dieser Hund als einziges Lebewesen geblieben, das Freud und Leid mit ihr teilte. Kinder hatte sie keine und nach all dem, was sie von Frau Schäufele erzählt bekam, war sie gar nicht so unglücklich darüber. Bruno blieb stehen, krümmte den Rücken und machte Anstalten in die Hocke zu gehen, was bedeutete, dass ein großes Geschäft folgen würde, und das konnte dauern, denn Bruno litt neuerdings unter Verstopfung. Während der Hund sich abmühte, schaute Helene gedankenverloren in den Himmel. Die schon langsam im Untergang begriffene Sonne warf ihre letzten Strahlen durch die Zweige der Bäume. Die Luft roch würzig. Sie roch nach Herbst, obwohl es doch noch Sommer war. Spätsommer. Helene fuhr sich über die Augen. Herbst war es in ihrem Leben. Plötzlich

überfiel sie Angst. Was würde wohl aus Bruno werden, sollte sie vor ihm sterben? Das arme Tier in einem Tierheim war das Letzte, was sie sich für ihn wünschte. Was aber, wenn sie in ein Heim müsste und Bruno nicht mitnehmen durfte? Sie schüttelte sich. Daran durfte sie nicht denken. Nicht an das eine und auch nicht an das andere. Der liebe Gott würde ihr schon helfen, sie musste ihm nur vertrauen. Irgendwo zwitscherte ein Vogel, ein Zeichen dafür, dass die Dämmerung bald hereinbrechen würde. Komisch, heute war ihr keine Menschenseele begegnet auf ihrem Spaziergang. Sie schien vollkommen alleine im Wald zu sein. Endlich. Brunos Bemühungen waren erfolgreich. Pflichtbewusst zog Helene einen kleinen Plastikbeutel aus ihrer Manteltasche und streifte sich einen Gummihandschuh über. Sie bückte sich gerade, als ein Ruck durch Brunos kleinen Körper ging. Er spitzte die Ohren und begann mit dem Schwanz zu wedeln. Aufgeregt zog er an der Leine und begann zu zittern. Hatte er von irgendwo einen verlockenden Geruch wahrgenommen, der seinen Jagdinstinkt wachgerüttelt hatte? Bevor sich Helene den Handschuh abstreifen konnte, riss sich Bruno mit einem Ruck los und rannte in den Wald hinein. Fassungslos starrte Helene ihm hinterher. Das hatte er noch nie zuvor getan. Während sie nach ihm rief, verließ sie den vorgegebenen Weg. Vorsichtig setzte sie ihre Schritte. Wie gut, dass sie auf ihren Spaziergängen mit Bruno immer festes, sicheres Schuhwerk trug. Zweige und kleine Äste knackten unter ihren Füßen. Mühsam und langsam bewegte sich Helene vorwärts. Sie stolperte und konnte sich gerade noch am Stamm einer jungen Buche festhalten, sonst wäre sie gestürzt. Vielleicht war die Idee mit einem Handy ja doch nicht die schlechteste. Es sollte ja Geräte geben, mit denen auch so alte Menschen wie sie umgehen konnten. Dichte Farnbüsche, unter denen Wurzeln verborgen lagen, machten

ihr das Gehen schwer. Immer wieder rief sie nach Bruno, doch der schien wie vom Erdboden verschluckt zu sein. Als sie schon nicht mehr daran glaubte, sah sie ihn der Ferne. Was tat er da? Langsam ging sie näher. Bruno buddelte wie besinnungslos in der Erde. Lehmklumpen und vertrocknete Blätter flogen ihm buchstäblich um die Ohren. Von einer unheilvollen Ahnung beschlichen, ging Helene langsam weiter.

An das, was danach geschah, erinnerte sich Helene später nicht mehr. Nicht einmal mehr daran, dass sie schrie.

Theodora legte den Hörer zurück auf die Station. Kriminaloberrat Hummel hatte sie und Eisele für morgen zu einer Besprechung geladen. Gleich um neun Uhr. Er hätte ihnen wichtige Neuigkeiten mitzuteilen, hatte er unheilschwanger gesagt und sich mehrfach dabei geräuspert. Theodora überlegte. Ihre Berichte hatte sie alle geschrieben, die Statistiken ausgefüllt. Genau betrachtet war für heute alles Dienstliche erledigt. Es sprach also nichts dagegen, Feierabend zu machen. Schon lange wollte sie wieder einmal einen Abend mit ihrer Nachbarin Aylin verbringen. Eisele war schon gegangen. Nach dem Fall mit dem toten Richter war der Kollege längere Zeit ausgefallen. Theodora sah auf den Kalender, der die Wand hinter Eiseles Bürostuhl einnahm. Konnte es tatsächlich sein, dass der Kollege länger als ein halbes Jahr weg gewesen war? Sie schüttelte stumm mit dem Kopf. Wie die Zeit verging. Unfassbar. So richtig belastbar schien er noch immer nicht zu sein. Die Brandwunden, die er sich zugezogen hatte, waren doch schwerwiegender gewesen, als es zunächst den Anschein gehabt hatte. Vor allem die Wundheilung war schleppend verlaufen und

so war eine längere Reha als üblich vonnöten gewesen. Die hatte er auf eigenen Wunsch in einer Einrichtung in Bayern verbracht. Er hatte den räumlichen Abstand zu seiner Mutter Elfriede gebraucht, was Theodora, seit sie Frau Eisele leibhaftig erlebt hatte, nur zu gut verstand. Wie es ihm in seiner Beziehung zu Chantal erging, hatte sie noch nicht herausgefunden, denn dies schien nach wie vor sein wunder Punkt zu sein. Immerhin hatte er ihr bereits zweimal davon berichtet, dass Chantal ihm wieder – so wie früher – *Saure Kutteln* im *Roten Flamingo* zubereitet hatte. Das war mehr, als sie noch vor einem halben Jahr für ihn zu hoffen gewagt hatte. Damals war Chantal für kurze Zeit in ihr Heimatdorf Dapfen auf der *Schwäbischen Alb* zurückgekehrt, um ihren Eltern auf dem Hof behilflich zu sein. Damals war Chantal wieder zu Sieglinde Rebmann geworden und niemand glaubte, dass sie ihren Job im *Roten Flamingo* wieder aufnehmen würde. Bei dem Gedanken an die urwüchsige Landschaft, dort auf der Alb, an die würzige Luft und die Stille überkam Theodora Wehmut. Sie schloss die Augen und sah einen großen Mann mit schwarzem, lockigem Haar vor sich. Wie immer in ihren Gedanken trug er eine rote Outdoorjacke und feste Wanderschuhe. Benedikt Lammers. Der Kollege aus Münsingen, dessen Einsatz im vergangenen Winter das Leben von Georg Eisele gerettet hatte. Benedikt Lammers. Leise sprach sie seinen Namen aus. Obwohl sie sich damals, genau zu diesem Zeitpunkt, in der schlimmsten Krise ihres Lebens befunden hatte, hatte sie sich von Benedikt Lammers angezogen gefühlt. Das hatte ihr Angst gemacht. Trotzdem hatte sie sich mit ihm getroffen. An einem sonnig kalten Sonntag war sie zu ihm ins Lautertal gefahren. Von Anhausen waren sie über Erbstetten in Richtung Hayingen gewandert. Abends waren sie in einem gemütlichen Landgasthof eingekehrt. Nach einem herzhaften Vesper

und einem guten Glas Wein hatte Benedikt sie schließlich zurückgebracht zu ihrem Auto. Beim Abschied hatte er sie unvermittelt in den Arm genommen, was ein Fehler gewesen war. Theodoras innere Sirenen begannen zu heulen. Panik war in ihr aufgestiegen. So hatte es auch mit Amadeus begonnen. Nie wieder würde ihr so etwas passieren. Sie würde es nicht zulassen, dass sich noch einmal ein Mann in ihr Herz einschlich. Sie erklärte Benedikt, dass es keine weiteren Begegnungen mehr geben würde. Sie hatten sich darangehalten, beinahe. Noch einmal war sie zu ihm gefahren. An Weihnachten. Danach hatten sie sich nicht mehr gesehen. Sie hatte sich endgültig von ihm verabschiedet. Den Blick in seinen Augen würde sie niemals vergessen. Mit diesem Gedanken an Benedikt fuhr sie ihren Rechner herunter und nahm ihr Handy aus der Schublade. Sie warf einen Blick aus dem Fenster in die untergehende Abendsonne, als ihr Diensttelefon klingelte. Sie zuckte zusammen.

»Das ist nicht wahr«, murmelte sie verärgert, bevor sie abhob und sich meldete.

»Eine Leiche. Jetzt. Am Abend«, stellte sie frustriert fest, als sie den Hörer kurze Zeit später zurücklegte. Seufzend stand sie auf, griff ihre Jacke und ihre Tasche, und verließ das Büro in Richtung Parkplatz, auf dem ihr Dienstfahrzeug parkte.

Als Georg Eisele die Tür zum Haus am Rosenbergplatz aufschloss, prallte er mit einem mittelgroßen Herrn in einem senfgelben Leinenanzug zusammen.

»Mi scusi per favore«, stammelte dieser und hielt mit der rechten Hand einen altbackenen Strohhut fest, der ihm beim Aufprall fast vom Kopf gerutscht wäre. In der linken Hand

trug er einen nicht minder antiquiert wirkenden Lederkoffer. Eisele blieb verwirrt in der Tür stehen, was es dem Fremden unmöglich machte, aus dem Haus zu treten. Eisele wurde neugierig. Wen hatte dieser Herr wohl besucht? Ein Gedanke, der ihm ganz und gar nicht gefiel, schoss ihm durch den Kopf. Der würde doch nicht etwa ...

»Mi scusi, bitte entschuldigen Sie«, sagte der Fremde nun etwas deutlicher. Eisele zuckte zusammen. Diese Stimme. Woher kannte er diese Stimme? Nein, das konnte nicht sein, aber der Fremde klang genau wie Adriano Celentano. Hatte der nicht erst vor Kurzem seinen 85. Geburtstag gefeiert? Nein, dieses Alter hatte der Knabe, der aufdringlich nach einer Mischung aus Tabak und holzigem Aftershave roch, noch nicht erreicht. Eisele trat einen Schritt zur Seite, wobei er den Fremden nicht aus den Augen ließ.

»Grazie«, kam es knapp von dem Herrn, der nun aus dem Haus trat und mit Koffer und Strohhut in Richtung Rosenbergstraße davoneilte. Eisele sah ihm noch einen Moment verwundert nach, dann ging er hinein ins Haus. Nachdenklich stieg er nach oben in den vierten Stock, den er mit seiner Mutter Elfriede bewohnte. Bereits im dritten Stock war er außer Atem. Ewig würde er das sowohl seiner Mutter als auch sich selbst nicht mehr zumuten können. Als er sich der Wohnung von Rosemarie Klämmele, einer unverheirateten Nachbarin Mitte fünfzig näherte, begann er zu beten. Doch wie so viele Gebete, die er in seinem Leben bereits vergeblich gesprochen hatte, wurde auch dieses nicht erhört. Rosemarie Klämmele riss ihre Wohnungstür auf und stellte sich ihm strahlend in den Weg.

»Ja grüß Gott, Herr Eisele. Habed Se scho Feierabend gmacht? Des isch aber schee. Ganged Se jetzt nuff zur Mudder?«, fragte sie lachend und fuhr sich linkisch durch ihr angegrautes, onduliertes Haar.

»Guten Abend Frau Klämmerle. Ja was denked Sie denn, wohin ich geh, wenn ich heimkomm? Nauf zur Mutter natürlich. Einen schönen Abend wünsch ich Ihnen«, grüßte Georg und machte, dass er davonkam. Oben angekommen zog er seine Schuhe aus und schlüpfte rasch in seine Schlappen. Aus der Küche drang Musik zu ihm herüber. Welch Zufall, seine Mutter hörte Adriano Celentano und sang laut und falsch mit. Im Versuch, die Begegnung mit ihr noch hinauszuzögern, begab sich Georg zuerst ins Badezimmer. Beim Händewaschen vermied er den Blick in den Spiegel. Das Haartonicum, mit dem er noch vor ein paar Monaten versucht hatte, seinen Haarwuchs in Gang zu bringen, hatte ebenso versagt, wie die Vitamintabletten, auf die er gehofft hatte. Nun trug er polierte Platte. *Eigentlich ist das doch ganz cool*, hatte die Kollegin Gerda kürzlich tröstend zu ihm gesagt und gleich einfühlend hinterhergeschoben, *besser so, als Glatze mit Geländer*. Er trocknete die Hände ab und öffnete die Tür zum Flur. Gespannt, was ihn gleich erwarten würde, ging er hinüber zu Mutter.

»Hallo Schorschi«, begrüßte sie ihn fröhlich. Viel zu grell geschminkt saß sie mit einem Glas Eierlikör auf dem Sofa. Ihr Anblick erinnerte Georg an einen alten, traurigen Clown.

»Mama, du solschd ned immer Schorschi zu mir sagen. Und überhaupt, wie siesch du denn aus?«, entfuhr es ihm.

»Wie a jungs Mädle. Des hot der Antonio zu mir gsagt!«

»So, so, der Antonio also. Sag mal, dieser Antonio, isch des etwa dieser Gigolo in seinem senfgelben Anzug? So oiner isch mir nämlich vorhin im Treppenhaus begegnet.«

»Ha ja, des isch er gwesen. Der Antonio, des isch a ganz feiner Herr.«

»An ganz feiner Herr. Ich glaubs ja ned. Der hat an Koffer dabei ghabt. Ma könnt ja glatt meinen, der hätt bei dir einziehen wollen?«

»Ha ja, so ischs auch!«, Elfriede Eisele kam in Fahrt. »Aber vorher müssed mir noch a paar mehr sein. Jetzt sind mir erschd zu zweit und da machts no kein richtigen Spaß.«

»Mutter!«, entfuhr es Eisele.

»Ha, es isch doch so. Also ich hab mir vorgstellt, dass wir zu viert sein müssed. Also zwei brauched mir noch, aber morgen kommt schon der nächschde Bewerber.«

Elfriede stellte das leere Eierlikörgläschen auf den Couchtisch. Georg fühlte, wie sich Schweißperlen auf seiner Stirn formierten. Ein Zustand, den er an sich hasste, denn er bedeutete, dass Aggressionen in ihm aufstiegen. Und nicht nur das. Mit Grauen erinnerte er sich an die Mordfantasien, die er vor einiger Zeit seiner Mutter gegenüber gehegt hatte und die er nur schwer und mithilfe einer Psychologin, wieder losgeworden war. Er musste etwas tun. Hilflos blickte er auf das Eierlikörglas, dessen Rand vom knallroten Lippenstift seiner Mutter verschmiert war. Wann würde sie endlich begreifen, wie alt sie war? Er nahm das Glas und trug es in die Küche. Er stutzte. Auf dem Küchentisch lag ein Stapel geöffneter Umschläge und diverse handgeschriebene Briefe. Dazwischen fanden sich Passfotos von Damen und Herren im offensichtlich fortgeschrittenen Alter.

»Mama, was soll denn des?«, stotterte Eisele verblüfft.

»Des Bua, des sind die Kandidaten. Ich hab dir doch gsagt, mir solltet mindeschtens zu viert sein.«

»Für was, Mama?«

»Für meine Alters-WG, Schorschi. Und dazu brauch ich dann au dei Kinderzimmer, gell. Es wird endlich Zeit, dass du uff eigene Füß stescht. I gang jetzt ins Bett. Guts Nächtle.«

Wie vom Donner gerührt sah Georg seiner Mutter nach, die, leicht vornübergebeugt, aus dem Zimmer gegangen war. Langsam begann er zu begreifen. Es war wohl an der Zeit, dass er vom Haus am Rosenbergplatz Abschied nahm.

Der Weg aus der Stadt führte Theodora über die Wildparkstraße hinaus ins Naherholungsgebiet rund um den Bärensee. Wie grauenvoll war der Gedanke, dass hier, an einem der beliebtesten Ausflugsziele der Stuttgarter Bevölkerung, ein Mord geschehen sein sollte. Sie bog ab und folgte einem schmalen Weg, der sie tiefer in den Wald hineinführte. Schon von Weitem sah sie die Blaulichter der Polizei und des Rettungsdienstes, die den Tatort markierten. Neben einem Streifenwagen hielt sie an und stieg aus. Für einen Moment huschten ihre Gedanken zu Aylin. Viel lieber hätte sie diesen Abend gemütlich mit ihrer Nachbarin verbracht, aber wie hatte ein früherer Kollege immer gesagt? *Dienschd isch Dienschd ond Schnaps isch Schnaps* und so war es leider. Als sie auf das Absperrband zuing, kam ihr ein junger Polizist entgegen, den sie noch nie gesehen hatte. Bevor er etwas sagen konnte, hielt sie ihm ihre Dienstmarke unter die Nase.

»Kommissarin Theodora Klein«, sagte sie knapp. Der Junge riss die Augen auf und nickte.

»Ist wohl Ihre erste Leiche, oder?«, fragte sie den blassen Kollegen und wieder nickte dieser stumm. Unwillkürlich musste Theodora an den »Einstand« denken, den Eisele bei ihrem allerersten gemeinsamen Fall gegeben hatte. Damals war eine alte Dame erschlagen in ihrer Wohnung aufgefunden worden und Eisele hatte zuerst einmal gekotzt. Wochenlang war er damals zum Gespött der ganzen Abteilung geworden, was auch ihr zu »verdanken« gewesen war. Wie gut, dass diese Zeiten ein für alle Mal vorüber waren.

»Können Sie mir schon irgendwas sagen?«, fragte sie den jungen Kollegen, in der Hoffnung darauf, dass er nun sprechen konnte.

»Nicht viel. Es handelt sich um eine Frau, die offenbar ermordet wurde. Sie liegt am Waldrand, teilweise noch verdeckt von Laub.«

»Verstehe. Gibt es Zeugen oder Personen, die etwas Verdächtiges bemerkt haben?«

»Nein«, sagte er. »Die Leiche wurde von einer Spaziergängerin gefunden, die mit ihrem Hund unterwegs war.«

Er wies hinüber zum Notarztwagen. Darin saß eine Frau, eingehüllt in eine Decke, die unentwegt vor sich hin wimmerte. Offenbar stand sie unter Schock. Neben ihr lag, an einer Leine, ein Rauhaardackel.

»Die Frau muss furchtbar lang geschrien haben, sie war total heißer. Irgendwann ist ein Radfahrer auf einem Mountainbike vorbeigekommen, der hat dann die Polizei gerufen.«

»Gut. Vielen Dank für die Auskünfte. Ich werde jetzt mal übergehen zu den Kollegen. Und Sie lassen sich am besten drüben im Notarztwagen einen Tee geben. Sie sehen aus, als könnten Sie einen gebrauchen.«

»Guten Abend«, grüßte Theodora und ging auf die Gruppe der Kollegen in ihren weißen Schutzanzügen zu, doch die waren bereits zu beschäftigt, um zu antworten. Ein Unbekannter mit stylish nach hinten gegeltem Haar stiefelte zwischen ihnen herum und gab, beide Hände in die Hosentaschen vergraben, irgendwelche klugscheißerischen Anweisungen.

»Hallo Doc. Lange nicht gesehen. Sagen Sie, kennen Sie den Gelackten dort drüben? Ich hab den noch nie gesehen«, begrüßte Theodora den Gerichtsmediziner Dr. Fleischhauer, der gerade dabei war, seine Gummihandschuhe überzustreifen.

»Hallo Theodora. Schön Sie zu sehen, wäre jetzt wohl die falsche Formulierung. Ja, ich weiß, wer das ist, und ich muss sagen, er ist tatsächlich von der schnellen Truppe. Das, liebe Theodora, ist der neue Staatsanwalt. Dr. Justin Preuß. Und wenn der auch nur halb so drauf ist, wie man ihm nachsagt, dann muss sich Hummel warm anziehen!«

»Wie meinen Sie das?«

»Machen Sie sich selbst ein Bild. Kommen Sie, schauen wir jetzt erst mal, was wir hier Schönes gefunden haben.«

»Ihren Humor möchte ich haben«, murmelte Theodora und ging neben Dr. Fleischhauer auf den toten Körper zu, der vor ihnen auf dem Waldboden lag. Während die Kriminaltechniker die Umgebung nach Hinweisen absuchten, war der Fotograf bereits fertig und gab den Blick auf die Tote frei. Langsam ging sie in die Hocke, um den Anblick, der sich ihr bot, in sich aufzunehmen. Eine unsichtbare Hand schien nach ihrer Kehle zu greifen. Sie schluckte und würgte. Wie lange hatte sie so etwas Entsetzliches nicht mehr gesehen? Die Tote schien sie aus leeren Augenhöhlen anzustarren. Klagend schien sie zu fragen: Wo sind meine Nase, meine Ohren, wo meine Lippen? Wo ist mein Gesicht geblieben?

»Das ist ja grauenvoll«, murmelte Theodora und ihre Stimme bebte leise.

»Ja, da haben die Viecher ganze Arbeit geleistet.« Auch Dr. Fleischhauer schien erschüttert zu sein.

»Wie alt sie wohl sein mag? Ich schätze höchstens sechzehn, siebzehn, der Kleidung nach zu urteilen«, sinnierte Theodora. »Langes, blondes Haar, die üblichen Jeans mit den Löchern an den Knien, Turnschuhe, ein ganz normales Mädchen eben. Habt Ihr irgendetwas gefunden, was auf ihre Identität schließen lässt?«, rief sie den Kollegen der Spurensicherung zu, doch die schüttelten nur mit den Köpfen.

»Ah sieh an, wen haben wir denn da? Den Herrn Gerichtsmediziner?«

Theodora, die noch immer am Boden kniete, drehte sich um und blickte auf ein Paar vom Waldboden verschmierte Schuhspitzen, die eindeutig zu einer italienischen Nobelmarke gehörten. Solche Schuhe kannte sie von Kriminaloberrat Hummel. Während ihr Blick langsam

nach oben wanderte, sprach der Staatsanwalt schon weiter an Dr. Fleischhauer gewandt. Sie selbst schien er gar nicht wahrgenommen zu haben.

»Was denken Sie, wie lange es dauern wird, bis wir etwas zu den Ermittlungen sagen können?«, fragte er dienstefrig.

»Na ja, Sie sehen es ja selbst. Die Wildschweine, Füchse, Raben, was auch immer, haben der Toten sehr zugesetzt. Ich gehe davon aus, dass ich an ihrem Körper noch weitere Stellen finden werde, an denen die Tiere geknabbert haben. Außerdem wissen Sie so gut wie ich, dass in Fällen wie diesem von einer Verschleppung der Leiche ausgegangen werden muss. Die Tiere haben sie ganz einfach mitgezogen. Ich persönlich gehe nicht davon aus, dass der Fundort auch der Tötungsort ist, aber das werden die Kollegen von der Spurensicherung klären. Sie entschuldigen mich, ich muss meine Arbeit tun.«

Dr. Fleischhauer warf Theodora einen eindeutigen Blick zu. So viel war klar, diesen Lackaffen mochten sie beide nicht.

»Ich werde mich jetzt um die alte Dame mit ihrem Hund kümmern«, sagte Theodora und lächelte traurig.

»Tun Sie das. Wir sehen uns morgen.« Dr. Fleischhauer beugte sich noch einmal über das tote Mädchen.

Theodora war an den Notarztwagen herangetreten.

»Guten Abend. Mein Name ist Klein. Kommissarin Klein von der Mordkommission. Ich würde Ihnen gerne ein paar Fragen stellen.«

Helene Bruckner blickte auf. Noch immer hielt sie mit verkrampften Fingern einen Becher in der Hand. Der Tee darin war längst kalt geworden.

»Was soll ich Ihnen sagen? Ihre Kollegen haben mich schon gefragt. Aber ich weiß nix. Gar nix. Der Bruno hat sich plötzlich losgerissen und ist fortgelaufen. Ich bin ihm nach und dann habe ich ...«, Frau Bruckner begann erneut zu zittern.

»Ist ja gut. Beruhigen Sie sich. Ich hab nur noch eine Frage«, versuchte es Theodora erneut. »Haben Sie irgendwas Ungewöhnliches bemerkt oder gesehen? Gab es vielleicht verdächtige Geräusche oder Personen in der Umgebung? Ist Ihnen jemand begegnet?«

»Noi. S'isch alles gewesen wie immer. Nur viel stiller. Ich hab faschd den Eindruck ghabt, dass ich vollkommen allein bin heut im Wald. Beinah ohheimlich war des«, flüsterte die alte Dame.

»Gut Frau Bruckner. Ich denke, das reicht für heute. Wir haben ja Ihre Personalien. Stellen Sie sich aber darauf ein, dass wir in den nächsten Tagen vielleicht noch mal mit der einen oder anderen Frage auf Sie zukommen werden. Einer meiner Kollegen wird Sie jetzt nach Hause bringen.«

Theodora gab dem jungen Polizisten von vorhin ein entsprechendes Zeichen und verabschiedete sich. Ein Blick auf die Uhr sagte ihr, dass es heute nichts mehr werden würde mit einem Besuch bei Aylin. Sie hatte endlich Feierabend.

Es war kurz nach zehn, als Theodora in den Artusweg einbog. Sie hatte es sich nicht lange überlegt und war mit dem Dienstwagen nach Hause gefahren. Ein Luxus, den sie sich früher nicht geleistet hätte. Schon von Weitem sah sie, dass im obersten Stock bei Aylin kein Licht mehr brannte. Das war ungewöhnlich. Sie parkte den Wagen direkt vor dem Haus. Ingeheim hatte sie doch mit dem Gedanken gespielt, der Nachbarin, die ihr inzwischen eine Freundin geworden war, noch einen Besuch abzustatten. Nachdenklich schritt sie durch den Garten. Beim Betreten des Hauses schnupperte sie unwillkürlich, doch der sonst so vertraute Geruch nach Aylins türkischen Köstlichkeiten wollte sich nicht

einstellen. Inzwischen war sie in ihrer Wohnung angekommen. Sie schloss auf und trat ein. Alles war still. Viel zu still. Sie machte das Licht an, hängte ihre Jacke und ihre Tasche an den Garderobenständer, schlüpfte aus ihren Schuhen und ging in die Küche. Dort stand eine angebrochene Flasche Trollinger-Lemberger auf dem Tresen. Sie nahm ein Glas aus dem Schrank und schenkte sich ein. Seit ihrem schweren Alkoholabsturz vor ein paar Monaten trank sie kontrollierter, doch ganz konnte sie davon nicht lassen. Während sie einen Schluck nahm, ging sie auf Strümpfen hinüber zu ihrem großen afrikanischen Holztisch, dem Herzstück ihrer Wohnung, und ließ sich auf den Stuhl fallen. Was für ein furchtbarer Abend das doch gewesen war. Immer und immer wieder ging ihr der Anblick des toten Mädchens durch den Sinn. Wer sie wohl war? Das würden sie schnellstens herausfinden müssen. Wieder einmal stellte sie sich die Frage, wie lange sie solche Bilder noch ertragen konnte. Früher hätte sie sich in einen solchen Fall verbissen wie ein Terrier in seine Gegner. Inzwischen jedoch lösten solche Verbrechen nur noch Erschütterung in ihr aus. Der Kloß in ihrem Hals wollte nicht weichen. Für dieses junge Mädchen musste sie ihren Kampfgeist wiederfinden. Einer, der so etwas tat, durfte nicht ungeschoren davonkommen. Sie stand auf und begann unruhig durch die Wohnung zu gehen. Viele Jahre war es in ihrem Leben viel zu ruhig zugegangen. Ihr Beruf als Polizistin war ihr fast schon langweilig geworden, hatte sie nicht mehr ausgefüllt. Auch sonst herrschte Leere in ihrem Leben. Wie ein Neutrum war sie sich vorgekommen. Ihre Ratte Mephisto war das einzige Lebewesen gewesen, für das sie überhaupt etwas empfand. Und dann war der Fall Gabriele Engel über sie hereingebrochen. Wie bei einem Tsunami hatte er ihr beinahe den Boden unter den Füßen fortgerissen. Zum ersten Mal in ihrem Leben hatte

sie so etwas wie Freundschaft für jemanden empfunden. Als sie zur Kur an die Nordsee geschickt wurde, war alles noch schlimmer gekommen. Dort hatte sie Amadeus kennengelernt. Diese »Beziehung« hatte sie in eine noch tiefere Krise gestürzt. Ja, beinahe wäre sie komplett abgestürzt. Und dann war der Fall mit dem toten Richter auf ihrem Schreibtisch gelandet. Bei dem Gedanken an ihre grob fahrlässige Art der Ermittlung in diesem Fall wurde ihr noch heute übel. Welch Wunder, dass man sie daraufhin nicht aus dem Polizeidienst entlassen hatte. Dies war nur der Tatsache zu verdanken gewesen, dass sie es war, die Eisele letztendlich vor dem Tod gerettet hatte. Eisele, der Kollege, gegen den sie sich so lange gewehrt und, den sie so lange unterdrückt hatte, bewies nun eine Größe, die sie ihm niemals zugetraut hätte. Kein einziges vorwurfsvolles Wort hatte sie aus seinem Mund vernommen. Wahrscheinlich hatte sie den Kollegen Eisele, der noch immer bei seiner Mutter am Rosenbergplatz lebte und eine seltsame Beziehung zu Chantal, einer Prostituierten aus dem *Roten Flamingo* unterhielt, komplett unterschätzt. Es wurde endlich Zeit, dass er eine Chance bekam, zu beweisen, was in ihm steckte. Gemeinsam würden sie den Tod dieses jungen Mädchens aufklären. Unwillkürlich war sie in die Küche gegangen, um sich auch noch den Rest des Weines einzuschenken. Wie so oft nach einem solchen Einsatz hatte sie auch heute keinen Hunger. Sie ging zurück zum Tisch und setzte sich wieder. In Gedanken versunken ließ sie sich den Wein durch die Kehle rinnen. Während sie darauf wartete, dass der Wein sie innerlich wärmte, wanderte ihr Blick zu dem kunstvoll geschnitzten Holzkästchen am Ende des Tisches. Sie griff danach, öffnete es und ließ die Tarotkarten in ihre Hände gleiten. Ein vertrautes Gefühl stellte sich ein. Sie schloss die Augen und begann mit geübten Fingern die Karten zu mischen. Unwillkürlich formierten sich dabei

Fragen in ihrem Innersten. Wie würde ihre berufliche Zukunft aussehen? Hatte sie sich in ihrem Leben noch irgendwelche Ziele gesetzt und wenn ja, welche? Würde es noch einmal eine Veränderung geben in ihrem Leben? Sie seufzte tief und öffnete die Augen. Dann zog sie verdeckt drei Karten. Sie legte den Stapel zurück in das Kästchen und deckte die Karten auf. Nein, sie wunderte sich nicht, dass jede der Karten passte. Der *Eremit* wollte ihr sagen, dass ihre Zeit der Selbstreflexion und des Rückzuges nun vorbei war und sie sich dem Leben wieder zuwenden sollte. Sie legte den *Eremiten* wieder zur Seite. Wie gut passte dazu die *Welt*. Diese Karte stand für Erfolg und das Erreichen von Zielen. Ein Ruck ging durch Theodoras Körper. Ja, sie würde diesen grausamen Fall lösen, das sollte ihr Ziel sein und diesmal würde sie gewissenhafter vorgehen als beim Tod des alten Richters. Den *Turm* betrachtete sie lange. Wie sollte sie diese Karte deuten, die für Umbruch und Veränderung stand? Sie wusste es. Sie müsste sich von alten Mustern lösen und bereit sein, neue Wege zu gehen. Doch welche Wege würden dies sein und wohin würden sie sie führen? Mit einer Mischung aus Hoffnung und Entschlossenheit legte Theodora die Karten zurück in das Kästchen. Es war Zeit, schlafen zu gehen.

ZWEI

Theodora hielt ihre Teetasse in der Hand und schaute aus dem geöffneten Fenster. Sie würde nur noch einmal kurz durchlüften, bevor es draußen zu heiß wurde. Trotz des



Ruth Edelmann-Amrhein

geboren in Reutlingen, zog es die gelernte Bankkauffrau für einige Jahre nach Berlin, bevor sie ins Schwäbische zurückkehrte und in der Landeshauptstadt Stuttgart ihre Heimat fand. Inzwischen lebt und schreibt die Autorin in Aichtal. Ruth Edelmann-Amrhein

ist Mitglied bei den Mörderischen Schwestern e.V. sowie im Bundesverband junger Autoren und Autorinnen e.V. (BVjA)

MEIN DANKESCHÖN GEHT AN ...

... meinen Mann Werner Amrhein, der mich auch während der Entstehung des dritten Bandes der Theodora-Reihe unterstützt und viel Verständnis aufgebracht hat, wenn wieder einmal die Küche kalt blieb, weil ich in meinem Manuskript feststeckte und den Ausgang nicht rechtzeitig gefunden habe

... meinen Lektor Bernd Weiler, für die erneute vertrauensvolle Zusammenarbeit. Wie immer haben auch diesmal seine Anregungen dem Manuskript zum letzten Schliff verholfen

... Ulrike Weiler, ich bleibe dabei, die Seele des Verlages! Danke für die immer freundliche und kompetente Unterstützung in allen Verlagsfragen

... alle Veranstalterinnen und Veranstalter, die mir Lesungen ermöglicht haben

... an Sie liebe Leserinnen und Leser, die Sie mein Buch gekauft und gelesen haben

Ich hoffe, Sie auch im vorliegenden Band spannend, humorvoll und berührend unterhalten zu können.

Und – was mir wichtig ist –:

Dies ist ein Roman. Die Figuren und ihre Handlungsweisen sind frei erfunden, meiner Fantasie entsprungen, wohl wissentlich, dass die Polizei in der Realität so nicht arbeitet.

Ruth Edelmann-Amrhein



Kriminalkommissarin Theodora Klein ist in einer Sinnkrise. Schon lange ist in der Landeshauptstadt nichts Aufregendes mehr geschehen, auch ihr Privatleben bietet wenig Anlass zur Freude. Theodoras einzige Freuden sind die Ratte Mephisto, ihre Tarotkarten sowie der Genuss einer Flasche Rotwein und eines Joints am Abend. Ihr lethargisches Dasein findet ein jähes Ende, als innerhalb weniger Tage zwei alte Damen in ihren Wohnungen erschlagen aufgefunden werden. Zusammen mit ihrem seltsamen, neuen Assistenten Georg Eisele, macht sie sich an die Ermittlungen im Fall „Tote Omas“, wie er im Präsidium bald genannt wird. Als Theodora endlich den lang ersehnten Hinweis auf einen möglichen Täter findet, ermittelt sie im Alleingang und bringt sich dadurch in tödliche Gefahr.

ISBN 978-3-96555-081-0 | 290 Seiten | 11,95 Euro

Auch als  9,99 Euro



Die Geheimnisse eines toten Richters, ein altes Tagebuch und ein unaufgeklärter Mord vor mehr als 40 Jahren beschäftigen Theodora Klein und ihren Assistenten Georg Eisele in ihrem zweiten gemeinsamen Mordfall. Dieser führt sie über die Grenzen der Landeshauptstadt Stuttgart hinaus auf die Schwäbische Alb ins geheimnisvoll schöne Lautertal. Während ein tragisches Ereignis Theodora Klein aus den Ermittlungen reißt, verschwindet Georg Eisele spurlos. Zurück bleibt sein verbranntes Auto und eine verkohlte Leiche.

Doch wo ist Georg Eisele und wer ist dieser Tote?

ISBN 978-3-96555-134-3 | 290 Seiten | 13,- Euro

Auch als  9,99 Euro



Dieser Kriminalroman spielt an realen Schauplätzen.
Alle Personen und Handlungen sind frei erfunden.
Sollten sich dennoch Ähnlichkeiten mit lebenden oder
verstorbenen Personen ergeben, so sind diese rein zufällig
und nicht beabsichtigt.



© Oertel + Spörer Verlags-GmbH + Co. KG 2024
Postfach 16 42 · 72706 Reutlingen
Alle Rechte vorbehalten

Titelbild: © Ruth Edelmann-Amrhein
Gestaltung: PMP Agentur für Kommunikation, Reutlingen
Lektorat: Bernd Weiler
Korrektorat: Sabine Tochtermann
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: FINIDR, s.r.o. | Tschechische Republik
ISBN 978-3-96555-175-6



Besuchen Sie unsere Homepage und informieren
Sie sich über unser vielfältiges Verlagsprogramm:
www.oertel-spoerer.de